

Sächsische Volkszeitung

ersch. täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage.
Verlagspreis: Vierteljähr. 1 M. 50 Pf. (ohne Postgeld).
Post-Verlagsnummer 6858.

Bei außerdeutschen Postanstalten laut Zeitungs-Preisliste.
Einzelnnummer 10 Pfennige.

Unabhängiges Tageblatt
für **Wahrheit, Recht und Freiheit.**

Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:
Dresden, Pillniger Straße 43.

Inserate
werden die 6 gespaltene Zeile ober deren Raum mit 15 Pf.
berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.

Redaktions-Sprechstunde: 11—1 Uhr.

Telegraphischer Amt 1. Nr. 1366.

Nr. 239.

Katholiken: Felician.

Dienstag, den 20. Oktober 1903.

Protestanten: Wendelin.

2. Jahrgang.

Der Evangelische Bund und das vertrauliche Schreiben des Kath. Präsesvertrus.

Das „Neue Sächsische Kirchenblatt“ bringt in Nr. 41 den Inhalt des vertraulichen Rundschreibens, welches von dem Kath. Präsesverein an einzelne Freunde der „Sächs. Volksztg.“ versandt worden war. In diesem macht ein Herr — im genannten Blatte unter anderem folgende Bemerkungen:

Da wir diese Nachrichten in einem streng vertraulichen Rundschreiben lasen, so würden wir sie der Öffentlichkeit nicht übergeben, wenn, um nur ja die Schuld für den offensichtlichen Mißerfolg auf andere Schultern abzuwälzen, man sich nicht in jenem Elaborate zu den abgeschmacktesten Angriffen gegen den Evangelischen Bund verlegen hätte. Wie floßen in Köln die Toleranzreden doch so süß wie Honig! Und hier dagegen heißt es: „Sobann sind durch die Heberieen des Evangelischen Bundes viele Leute, besonders auch unsere Glaubensgenossen abgedreht worden, bei uns zu inferieren, aus Furcht, sie könnten geschäftlich geschädigt werden, was bei der bekannten Liebeshörigkeit der Heberbrüder gar nicht ausgeschlossen ist.“

Die Herren Ultramontanen wissen ganz genau, daß neun Zehntel der protestantischen Bevölkerung des Landes mit den Bestrebungen des Evangelischen Bundes sympathisieren, ebenso, daß zu den Mitgliedern des Vereins neun Zehntel der lutherischen Geistlichen Dresdens gehört. Wir quittieren über obige Behauptung, die für uns ja nichts Neues enthält, weil fast täglich „das fränke Kind“, die Sächsische Volkszeitung, sie in kindischer Unart sich leistet.

So tief ist denn doch die Heiligkeit unserer evangelischen Geschäftsinhaber nicht gesunken, daß sie in einem Blatte inferieren, das unserm Volke die Freude an dem Herrlichsten, was es sein nennt, am Geisteserbe der Reformation zu vergällen sucht. Und weiter: Es gibt unter den Katholiken Sachsens Angehörte, die dankbar für die ihnen allerorts entgegengebrachte Toleranz mit uns Protestanten in gutem Frieden leben wollen. Auch diese Kreise, und sie umfassen vornehm und gering, Geistliche und Laien, bedanken sich dafür, in einem Blatte zu inferieren, das selbst vor persönlichen gehässigen Angriffen nicht zurückgeschreckt ist; aus diesen Kreisen mag das an unrichtige Adresse geratene „streng vertrauliche“ Rundschreiben in gerechter Entrüstung und als den hinterlistig Angegriffenen zugesandt worden sein, aus diesen Kreisen endlich mehr sich — und auch das wird sehr verständlich — die Uebertritte zur evangelischen Kirche immer mehr. Die „Sächsische Volkszeitung“ hat eben für Sachsen dieselbe Rolle übernommen wie Judkins „Hausfreund“ für Nordböhmen. Sie sind beide unfreiwillige, aber nicht zu unterschätzende Förderer der Los von Rom-Bewegung — dort jenseits, hier diesseits des Erzgebirges.

Der geehrte Herr — wird in Nr. 233 der „Sächs. Volkszeitung“ schon gesehen haben, daß es mit seiner Freude über das baldige Hinscheiden derselben Effig war. Sie lebt und hat sich so wunderbar erholt, daß Herr — noch oft seine Freude daran haben wird. Daß er das Rundschreiben so genau mitgeteilt hat, ist jedenfalls auch nur

aus Nächstenliebe geschehen und wird sicherlich dazu dienen, manchem lauen Katholiken die Augen zu öffnen. Beweise hierfür liegen schon vor.

Was ist nun aber der Grund zu seiner Veröffentlichung des streng vertraulichen Rundschreibens? Angeblich ein paar Worte, die den „Evangelischen Bund“ betrafen. Mit Verlaub, verehrter Herr, wenn wir den „Evangelischen Bund“ einen Heberbund nennen und von seiner Heberie sprechen, befinden wir uns, wie Sie wissen, in sehr guter Gesellschaft. Wir wählten die Tätigkeit dieses famosen Bundes wirklich nicht anders zu charakterisieren, als mit den Worten, die an höchster Stelle gebraucht worden sind, oder sollen wir Ihnen das Gefasel von der Abwehr glauben, wo circa 5 Millionen Protestanten 200 000 Katholiken gegenüberstehen? Da müssen Sie sich jämmerlich schwach fühlen. Wollen Sie aber Beweise haben für das in Rundschreiben Gesagte, so kann Ihnen auf der Redaktion mit Auskunft gedient werden. Warum heucheln Sie denn Entwürfung, da Sie ein paar Zeilen weiter unten sagen, es wäre nichts Neues für Sie, da die „Sächs. Volksztg.“ sich diese kindische Unart fast täglich leistet? Keine andere Zeitung, Verehrter? Dann lesen Sie wohl nur das „N. S. Kirchenblatt“? Die „Kreuzzeitung“ würde Sie vom Gegenteil überzeugen. Ehe Sie übrigens andere beschuldigen, wollen Sie sich einmal überlegen, ob es keine Unart ist, wenn Sie uns Ultramontane nennen; denn Sie verbinden mit diesem Ausdruck den Begriff Vaterlandslose, die ihr Vaterland jenseits der Berge haben. Das ist eine schwere Beleidigung für die deutschen Katholiken. Wir geborchen unsern kirchlichen Oberhaupten, das jenseits der Berge wohnt, nur in Glaubenssachen, wie Sie wohl wissen könnten. In politischen Dingen sind wir vollständig unabhängig und sind ebenso gute Deutsche, wie die Andersgläubigen und werden uns die Freude an unserm lieben Vaterlande durch keine Heberieen rauben lassen.

Werkwürdig, was der brave Herr alles für Liebeshörigkeiten in dem Artikel zusammenträgt, um den Katholiken eins anzubringen. Da wird sogar die große Katholikenversammlung in Köln bei den Haaren herbeigezogen. Freilich floßen dort die Toleranzreden sich wie Honiglein. Die Katholikenversammlungen zeichnen sich nämlich dadurch aus, daß sie sich nur um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern und nur die Toleranz für sich selbst verlangen, die anderen ohne weiteres gewährt wird. Wollten doch andere Versammlungen sich an diesen Katholikenversammlungen ein Beispiel nehmen, dann könnte Ruhe und Frieden

herrschen, aber eine verblähte Bundesgröße sagte damals in Krefeld: Wir wollen keinen Frieden, wir wollen angreifen! Dann darf man sich aber auch nicht beklagen, wenn wir uns wehren.

Uebrigens kam man auch den Ausspruch von den Toleranzreden sehr leicht variieren. Sagen wir z. B.: Wie trüben doch die Herren von Toleranz in ihren Traureden, besonders bei gemischten Ehen. Da heißt es: Ein Jedes soll die religiöse Ueberzeugung des anderen achten. Keines soll versuchen das andere zu sich herüberzuziehen. Wie tolerant! Kommt man aber in eine Bundesversammlung, z. B. Pirna, Zwickau, Jittau usw. oder geht man mit Bourrier hausieren, dann schlägt man ganz andere Töne an, da ist der ganze sächsische Akerus minderwertig und ungebildet, kann keine so famosen Bücher und Broschüren schreiben, wie andere, da taugt der katholische Katechismus nichts, weil er nicht von Zwickau approbiert ist und was dergl. Ungereimtheiten mehr sind. Da ist der Protestantismus auf einmal international, man drückt den abgesehenen französischen Priester liebevoll aus Herz, läßt ihn auf die Katholiken schimpfen und entläßt den welschen Bruder segnend mit vollen Taschen in seine geliebte Heimat. Dabei nennt man die allgemeine (kath.) Kirche vaterlandslos, weil sie für die Deutschen nicht eine Ertravergeligion zusammenbrauen will. Doch genug der Proben toleranter Honigseins, die ja in infinitum fortgesetzt werden könnten.

Weiter sagt Herr —, die Herren Ultramontanen (!!) wissen ganz genau, daß neun Zehntel aller Protestanten hinter dem Bunde stehen. Mit Verlaub, Verehrtester, da müssen wir Ihnen widersprechen, das wählten wir gerade nicht, wir glauben es Ihnen nicht einmal. Was wir davon halten, sagte zufällig in diesen Tagen die „Köln. Volksztg.“, die auf die Frage: Was ist der Evangelische Bund? antwortete: „Eine Schar von Pastoren mit ihrem engeren Anhang, nach Abzug dessen nicht viel übrig bleibt, die paar Wittläufer u. machen den Bundeslohl nicht fett.“ Wie glauben, das wird im großen und ganzen auch für Sachsen stimmen. Wo waren denn die neun Zehntel bei der Reichstagswahl, wo die Bundesgrößen so jämmerlich abgegriffen tagen? Da waren wohl gerade die Bundes-sympathien ver-gessen worden. Nur keine Selbsttäuschung, Verehrtester! Daher haben Sie aber auch kein Recht, sich als Vertreter der Protestanten, die in der weitaus größten Mehrzahl vom Bunde nichts wissen wollen, aufzuspielen.

Daß neun Zehntel der lutherischen Geistlichen Dresdens

Blei im Herzen.

Erzählung von J. R. von der Lans.

Aus dem Holländischen überf. von L. van Oremstede.

(20. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie sah ganz ruhig und behaglich in einem Rohrstuhl unter einer großen Linde, die das ganze Haus überschattete; die Stille, womit sie beschäftigt gewesen war, lag neben ihr auf einem kleinen Tisch. Das Haus, das sie bewohnte, war fast mehr Dach als Haus zu nennen, denn das Stroh, womit es gedeckt war, hing nach der einen Seite so tief herunter, daß man mit der Hand daran reichen konnte. Dieses hohe, hier und dort mit sammelgrünem Moos überwucherte Strohdach ruhte auf niedrigen, schneeweiß getünchten Mauern mit kleinen Türen und Fenstern, deren offenstehende Läden grün angestrichen waren.

Es war ein großes Bauernhaus, in welchem die Witwe ein paar unbenuzte Zimmer gemietet hatte, die auf einen Blumengarten Aussicht gaben, eine kleine Wildnis von allerlei blühenden Pflanzen, die gar keiner Pflege bedürften, wie Stockrosen, goldgelbe Lilien und Sonnenblumen, Val-saminnen und Rittersporn, Taufensöhnen und dergleichen mehr. Die Witwe sah weit besser aus, seitdem sie auf den Rat ihres Sohnes auf das Land gezogen war. Ihre Wangen waren voller und blühender, ihre Augen heller geworden.

Das Dienstmädchen, das ihr aus der Stadt mit hierher gefolgt war, brachte ihr gerade eine Tasse Thee und setzte sich zu ihr auf die grüne Bank unter dem niedrigen Fenster.

„Ein Brief von dem Herrn Studenten?“ fragte sie dann in dem vertraulichen Ton, wie ihn Dienboten den Herrschaften gegenüber, bei welchen sie mehr als Mitglieder der Familie angesehen werden, anzuschlagen lieben.

„Ja, Herrchen, nächsten Samstag will er bestimmt kommen. Was sagst Du dazu?“

„Das finde ich sehr angenehm, für Sie natürlich zuerst, aber ich freue mich auch selbst darüber, das gibt ein wenig Leben und Veränderung, es ist hier gar zu still!“

Der Kanarienvogel, den die Witwe ebenfalls aus der Stadt mitgebracht hatte, und der in seinem kleinen Käfig am offenen Fenster saß, schien die letzte Behauptung Lügen strafen zu wollen, indem er in den höchsten Tönen sein Lied hinausgeschmetterte.

„Ja, liebes Kind!“ sagte die Witwe, „das habe ich

Dir von Dauerheit gesagt; ich wußte, daß es Dir hier auf die Vauer nicht sonderlich gefallen würde, aber Du wolltest durchaus mit mir gehen!“

„Ich bedauere es auch gar nicht, daß ich mitgegangen bin, im Anfang war es mir wohl ein wenig fremd, aber ich habe mich schon ganz an das Landleben gewöhnt und werde die Residenz schließlich wohl gar nicht mehr entbehren. Wenn ich nur bei Ihnen bleiben darf, bin ich schon sehr zufrieden. In meinem ersten Dienst habe ich es kaum drei Monate ausgehalten, aber bei Ihnen möchte ich doch wohl zeitlebens bleiben.“

„Nun, ich werde Dich nicht fortjähren Kind! Ich bin ganz mit Dir zufrieden, und wenn das so bleibt, brauchst Du auch später, wenn mein Sohn sich als Doktor niedergelassen hat, nicht zu wechseln. Willst Du sorgen, daß sein Zimmer bis gegen Samstag in Ordnung ist?“

„O, das ist schon lange fertig; wenn der junge Herr kommt, kann er sich gleich ins Bett legen.“

Während sie so sprach, kam eine alte Bäuerin, mit dem schwerelastigen Personen ihren Alters eigenen Gang, aus dem Garten herangewatschelt. Sie hatte einen wirren Strauß frisch abgehackter Blumen in der einen und ein Messer in der anderen Hand.

„Hier“, sagte sie, indem sie den Strauß neben die Stille auf den Tisch legte, „da Sie die Blumen so sehr lieben, bringe ich Ihnen noch eine Hand voll.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Frau Werks“, entgegnete die Witwe, indem sie die Blumen aufmerksam betrachtete und an die Nase brachte, „welch ein prächtiger Strauß! Gannchen, bringe schnell eine Vase, daß wir sie ins Wasser setzen.“

„Habe ich recht gehört?“ fragte die alte Frau, indem sie sich auf die Bank niederließ, wo die Wagd eben gefessen hatte, „kommt der junge Herr bald heim?“

„Ja, Frau Werks, am Samstag erwarte ich ihn.“

„Na, das freut mich sehr. Sie haben ihn lange nicht mehr bei sich gehabt. Ist er nun bald fertig mit Studieren?“

„Nein, das wird wohl noch ein paar Jährchen dauern“, sagte Frau Beever lachend, „so rasch geht das nicht.“

„Ja, das kann ich mir wohl denken“, stimmte die alte Frau bei, ganz weise mit dem ehrwürdigen Haupte nickend, „und Ihr Sohn ist auch noch reichlich jung. Es ist übrigens eine schöne Zukunft, die er vor sich hat, und wenn der junge Herr fleißig ist, und es ihm ein wenig vor dem Wind geht, können Sie noch viel Freude an ihm erleben.“

„Das wollen wir hoffen, Frau Werks“, sagte die Witwe lebhaft, „der Gedanke, später Freunde und Hilfe an den Kindern zu haben, verläßt die Opfer, welche die Eltern sich ihrem eigenen auflegen müssen. Sie erleben ja auch Glück an Ihren Kindern.“

„Gott sei Dank, ja, ich habe gar nicht zu klagen“, antwortete die Alte, vergnügt mit dem Kopfe nickend, sodas die langen goldenen Öhringe an der weißen Prabanter Mütze hin und her baumelten, „sie sind alle gut ver-heiratet und haben ihr Auskommen; ans Studieren hat freilich keiner von ihnen gedacht.“

„Na, es braucht ja auch nicht jeder Doktor zu werden“, meinte Frau Beever lachend, „es muß auch Bauern geben.“

„Gewiß!“ bestätigte die Bäuerin, indem sie ganz weise hinzusetzte, „und ein Bauer hat es noch gar nicht so schlecht, wenn er nur mit seinem Stande zufriedener ist. Daran hapert es aber häufig heutzutage.“

„Das ist überall so, Frau Werks! Am glücklichsten zu sein, muß man nicht höher hinaus fliegen wollen, als die Ähre gewachsen sind; ich bin froh, daß mein Sohn von dieser Großmannsucht nicht angeleitet ist.“

„So ein junger Doktor kann es übrigens leicht zu etwas bringen“, sagte die Bäuerin, bedächtig vor sich aus-schauend, wie in Erinnerung versunken, wir hatten hier einmal einen im Dorf, es mag wohl fünfundsiebenzig Jahre oder länger her sein, ich war eben erst verheiratet. Wie hieß er auch nur? Es war ein sehr geschickter junger Mann — ja, nun fällt kein Name mir wieder ein, Doktor de Bries hieß er!“

„Doktor de Bries?“ wiederholte die Witwe nicht wenig überrascht anstöhnend.

„Ja, kennen Sie ihn?“

„Das heißt, ich kenne einen Doktor dieses Namens im Haag; ob dieser aber früher hier gewesen ist, davon weiß ich nichts.“

„Das wird wohl der nämliche sein“, sagte die Bäuerin, „er soll in der Residenz so etwas wie ‚Professor‘ geworden sein, in einem Palast wohnen und alle reichen Leute zu Stunden haben.“

„Dann wird er es ja wohl sein. Schau, schau, und der hat früher hier im Dorf praktiziert?“

„Ja, und das nicht allein, er hat hier eine feine reiche Frau geheiratet.“

(Fortsetzung folgt.)